

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 10

Artikel: Meinrad Inglins "Schweizerspiegel"
Autor: Zollinger, Albin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meinrad Inglins „Schweizerspiegel“

Von Albin Zollinger.

Das Attribut der Aussergewöhnlichkeit gilt für dieses Buch in vielfacher Anwendung. Schon dem Umfang nach fällt es aus den Massen der Norm. Gehaltmässig ist es ein ausgesprochen „öffentliches“ Buch, eine Angelegenheit der Nation, nicht einer Liehaberei. Ein Volk wird darin zur handelnden Figur, das Schweizervolk im Symbol seines Heeres. Ausserordentliche Zeit in der Kulmination typischen Geschehens erhält ihr Denkmal, ein gültiges Denkmal, wie ich meine, durch des Künstlers Fähigkeit der Schilderung ebenso wie der Gestaltung von Idee im epischen Individuum. Ohne Not des Zwangs wird hier die Schweiz zum Modell von weltgeschichtlichem Vorgang, zum Schachbrett, auf welchem im Kleinen, dafür übersehbar, der Kampf in tödlicher Algebra ausgefochten wird. In dem Sinne darf Inglins Buch sogar ein Weltspiegel genannt werden. Es hat aber auch etwas von der Perspektive des Mikroskops an sich. Die Veränderungen im Aeusseren sind zu verfolgen am Atom der Ammannschen Familie. Das mag es sein, was diesem Epos als Eindruck der Gültigkeit, Ruhe und Grösse eigen ist: dass es die Symbole in ihrem Schwerpunkt trägt, durch vollendete Organisation seiner gedanklichen Anlage kosmisches Gefüge bekommen hat. In epischen Realismus verkleidet, treten die Kreise und Parallelismen nicht an die Oberfläche; es wird schlechthin erzählt, nicht Allegorie konstruiert; Weltspiegel auch seiner Form nach, erlaubt dieses Buch dem Einfachen, Handlung, dem Aufmerksameren, Idee der Geschichte zu erkennen. Nach der Art des guten Volksbuches übt es nur sanften Zwang der lehrhaften Führung aus, dirigiert es das Unterbewusste mehr als die taghelle Einsicht. Massen werden entscheidend über das Unterbewusste beeinflusst. Die didaktische Energie des Inglinschen Romans scheint mir Möglichkeiten zu enthalten, die von unabsehbarer Auswirkung sind, wenn es gelingt, das Buch ins Bewusstsein der breitesten Schichten zu bringen. Dem steht nicht wenig sein hoher Kaufpreis entgegen. Das bringt mich etwas vorzeitig auf das Thema Verlag. Der „Schweizerspiegel“ ist in Deutschland herausge-

kommen. In dem besonderen Falle erscheint mir das als ein kleiner Schönheitsfehler, den ich aber nicht so sehr dem Autor als dem schweizerischen Verlagswesen ankreide. Dieses in Gehalt und Ton so spezifisch schweizerische Buch, das sich in seinem Anspruch darauf, ein Schweizerspiegel zu sein, nicht zu viel anmasst, hätte, wie irgend ein Nationaldenkmal, im Lande behalten werden müssen. So hat es zwar das zehnte Auflagetausend in der Frist einiger Wochen erreicht, was aber ein externer mehr als ein interner Erfolg ist; durch den Währungsaufschlag ist das Werk für den Schweizer beinah unerschwinglich im Preis geworden, was seinem Absatz zu Hause nachteilig ist. Deutschland hat kein Interesse daran, die Chronik des schweizerischen Wehrwillens in verbilligter Volksausgabe zu verbreiten, die Eidgenossenschaft, will ich meinen, hätte es gehabt.

Dass das gewaltige Thema der Grenzbesetzung bis heute auf seinen Gestalter warten musste, begreift man nur in Kenntnis des Umstandes, den Ludwig Hohl einmal folgendermassen umschrieben hat: „Das Geheimnis der Gestaltungsfähigkeit ist die richtige Distanziierung (die Brennpunktfrage) ganz allein! Der Brennort, der genau für Gegenstand und Erzählenden passende, ist winzig!“ Das Thema soll gerne gewartet haben, um in Meinrad Inglin den aus menschlichen und künstlerischen Voraussetzungen berufenen Chronisten zu finden. Inglin hat den Grenzdienst als Offizier aus der Geistigkeit des Dichters erlebt. Geschrieben ist der Roman in der Innerschweiz, wo der Dichter, aufmerksam auf das Tun und Treiben auch der Städte, seit Jahren lebt. Seine innere Spannweite reicht vom Intellektuellen hinüber zum Bauern. Als unabängiger Schriftsteller in der Lage, seinen Bienenfleiss an das Studium der Materie zu wenden, scheint er ordentlich Vollmachten der Vorsehung innezuhaben. Nachdem er in „Jugend eines Volkes“ die Frühgeschichte der Eidgenossenschaft erzählt hatte, legt er im „Schweizerspiegel“ nun einen Querschnitt durch die Struktur ihrer jüngsten Vergangenheit, und es dürfte ihm unausweichlich bestimmt sein, in einem kommenden Monumentalwerk die Trilogie mit der Darstellung noch unserer Gegenwart zu vollenden. Wir hätten so den nationalen Epiker in seiner eigentlichen Mission, den Mythus seines Volkes zu

notieren. Das Bild in diesem Schweizerspiegel enthält Züge, die vom Aussehen der Gegenwart abweichen. Das Faktum, dass Herrensöhne in der Zeit des Rundfunks kaum noch die Liebhaberei der Hausmusik pflegen, Offiziersgattinnen ihre Erfüllung überall eher als beim Lyriker suchen, ist für Wesentliches typisch. Inglin hat das Abklingen der liberalistischen Aera in der Figur des sympathischen Biedermannes Oberst Ammann meisterhaft demonstriert; die Neuzeit der Stockmeier hat er angedeutet. Hier liegen die weitern Notwendigkeiten.

Der Vorwurf, Inglin habe zu schwarz gemalt, erstaunt mich. Für meine Person empfinde ich seine Darstellung als beglückend positiv, und ich sehe in seiner Befähigung, „zur Rückseite durchzudringen“, ein Kriterium geradezu seines Dichtertums. Man betrachte daraufhin etwa seine Schilderung des Schützenfestes. In Kreisen pirscht er sich zu ihm heran, zeigt seine Aussenansicht durch das Referat des intellektualistischen Städters, der im Namen einer Jugend zwischen Gestern und Morgen spricht, aus Liebe zögernd, aus Gewissen ironisch. Die meisten von uns sind hier stehen geblieben. Inglin, aus der Distanz seines Standortes, blickt tiefer. Er sieht die Wahrheit unterm Schein, sieht das Bewegende des Rummels in diesem wehrhaften Instinkt eines Volkes, seinen Stachel zu schärfen. Er sieht die Grösse der Einfachen: bei der Natur zu bleiben. Immer um seine Schützen herum erzählend, legt er das Wesen eines männlich tüchtigen, gutherzigen aber selbstbewussten Volkes dar. In der Figur des Regimentskommandanten in Zivil etwa, der ein ungewöhnliches Resultat schießt, sein Gewehr „schweigend in den Rechen stellt und, die Arme verschränkt, die Rechte am linken Schnurrbartzipfel, die Schiessenden zu beobachten beginnt, als ob nichts geschehen wäre.“ In Christian, dem geraden Bauern, durch dessen Sachkenntnis wir ein so imponierendes Bild der Vorgänge gewinnen. In dem Namenlosen, der richtig seinen letzten Schuss verpasst, dann, „alle Schuld sich selber zuschiebend, mit der Rechten verächtlich abwinkt und zurücktritt“. Es ist nur der Wahrheit gemäss, dass auch der „Aufschneider und Lärmer“ mitfiguriert, der Schwadroneur, der, mit dem Handrücken auf eine Seite seines Schiessbüchleins klopfend, sich dagegen verwahrt, dass ihm „so en Soucheib“ gezeigt werde. Das Beispiel

kann für alle Teile und das Ganze des Buches stehen. In seiner Schilderung des Schützenfestes ebenso wie in der des Heeres und der soziologischen Einheit schwingt die Liebe des Dichters obenaus; das berechtigt ihn zu jedem billigen Mass der Kritik. Sie ist zugegebenermassen nicht gering, aber meinem Gefühl nach richtig, sozusagen historisch belegt und in diesem Buche nie defaitistisch, immer mit Absichten sorgender Liebe angewendet. Wie gelänge es anders dem Dichter, so zu packen, dass man die zwölfhundert Seiten seines Werkes in einem Atem durchfliegt! Das Kapitel über das Schützenfest hat Partien von kerzklopfender Spannung und innerster Aufwühlung. Divisionsmanöver werden zur dämonisch-tragischen Sache, die, episch in allen Bedeutungen der Beziehung angelegt, wiederum als Ausgang aufschlussreicher Betrachtungen genommen werden darf. Wenn es nämlich zutrifft, dass man in diesem Roman seitenweise nichts anderes als Chronik zu lesen glaubt, soll man nicht unterlassen, alle diese Dinge einmal in ihrer Stellung zu einander zu beobachten. Es zeigt sich so, dass es weniger eine dichterische Substanz des Details als vielmehr Perspektive der Konstruktion ist, was das Werk über blosse Historie hin-auf in die Verbindlichkeit des Symbols hebt. Zu der Zeit, da die Völker Europas in den Krieg eintreten, üben die Schweizer ihren traditionellen Sport auf dem Schützenfestplatz, absichtslos und arglos in Wirklichkeit, sinnbildlicherweise nach dem Ort in der Dichtung. Das Manöver steht prototypisch für die Funktion unserer Insel im Aufruhr. Eine Menge Gewaltmärsche, von denen das Buch rauscht, Alarme, die blind verpuffen, laufen im Feld dieses Kriegsspiels zusammen, dessen wahnwitzige schliessliche Sinnlosigkeit den widerwilligen Soldaten Paul zum Streik aus cafard, das Offizierskader zu Orgien der Tollheit hinreisst. Die Monotonie der Pflichterfüllung, der beleidigende, im Innersten zermürbende Wechsel zwischen Todesbereitschaft und Erschlaffung im Spott, dieser eigentliche Opferdienst des unverwendeten Heeres, steht im Mittelpunkt der Betrachtung, ist symbolisch für die unansehnliche Selbstaufopferung unserer Demokratie. Dieses Heer ohne Taten geht am Rande der Schlachtfelder um als eine Kriegsordnung von Paralysierten, von sinnlosen Seelen. Das ist die wahrhaft einmalige Vision, die beschworen zu haben diesen trockenen Erzähler zum Dichter

macht. Er hat dem Bilde des Krieges eine wesentliche Seite hinzugefügt. Hier, in der Spezies Tragik, der das neutrale Heer untersteht, wird die Dämonie des Krieges in einem besonderen Sinne deutlich: als Geissel der gebundenen Menschlichkeit. Die Schwerverwundeten, von denen Fred erlebt, dass sie ihm seine Zigaretten in Ermangelung von Fingern nicht abnehmen können, verweisen ihm seine hilflosen Tröstungen, mit denen er sie wider Willen verletzt — und er, der Gesunde selber ist es, der die Kausalitäten erfasst! — aber trifft ihn die Perfidie der Sachlage nicht beinah noch tiefer? Er wird schuldig aus Unschuld der Menschlichkeit.

Wie laufen die Linien des Persönlichen und des Oeffentlichen in dem Buche durcheinander? Den Obersten Ammann knickt das Manöver in seiner Existenz, so wie der Krieg das Bürger-
tum als Ideologie. Das Oeffentliche ist nur gleichsam das pantographisch vergrösserte Persönliche. So hat man im Wechsel zwischen beiden nie das Gefühl, von einer Dimension in eine andere zu gehen. Das Oeffentliche ist Grossaufnahme eines Geschehens im Menschlichen. Die Einzelnen sind das in Faktoren zerlegte Ganze. Durch das einfache Mittel, Ammann einen welschen Verwandten zu geben und in den Söhnen die verschiedenen Parteien zu demonstrieren, ermöglicht es sich der Autor, die Probleme der Schweiz in einer Familiengeschichte abzuwandeln. Und mit welcher Vollständigkeit tut er das! Beginnend mit dem Prolog der Kaisermanöver, in denen sozusagen auch die Grossmächte den Krieg noch spielen — im retrospektiven Blicke bekommt die Idylle Zusammenhang mit dem Gespenstigen! — holt der Dichter so ziemlich alles hervor, was jene Weltjahre an Symptomatischem in der Heimat auf den Plan riefen: Grenzbesetzung, Entzweiungen, Ausgleich, Oberstenprozess, Generalstreik, Internationalismus, Hilfswerk, Grippe, Volkssterben. Mit grosser Einfühlungskraft, offenen Herzens und Geistes bestrebt er sich, Gerechtigkeit nach Links und nach Rechts zu üben. Es ist ihm deshalb Mangel an eigener Haltung vorgeworfen worden. Er hatte die Wahl, ein Tendenzbuch oder eine Dichtung zu verfassen. Ganz abgesehen davon, dass Inglis zu intelligent ist, sich bonzenhaft einer der Parteien zu verschreiben, handelte er nur aus Wahrhaftigkeit des Dichters, wenn er hellhörig keine der Stimmen unterschlug; indem er

sie alle ernst nahm, mehrte er das spezifische Gewicht seines Werkes. Wo er mit seinem Herzen steht, wird trotzdem klar ersichtlich. Er steht nicht bei politischem Bekenntnis, er steht bei Urdingen; es sind: das Prinzip der Mütterlichkeit, dargestellt in der episch grossen Figur Frau Barbaras; das Prinzip der Erdverbundenheit, lebendig in Fred; das Prinzip der Religiosität, für das er in dem Lyriker Karl Stamm eine wahrhaft erschütternde Verkörperung vor Augen hatte. Als Staatsbürger hat er sein manhaftes Bekenntnis in den Worten des Oberstdisionärs mit aller wünschbaren Präzision formuliert: „Der rechtzeitige Gefechtsabbruch, mein Sohn, ist eine unserer wichtigsten und notwendigsten Bewährungen. Er fällt draufgängerischen Leuten nicht immer leicht. Wir haben ihn an der Grenze vier Jahre lang geübt, während die andern Draufgänger daheim auf dem Papier gegen innere und äussere Feinde sich heldenhaft austoben durften. Wir haben hundertmal scharf geladen und mussten immer wieder entladen, wir haben prachtvolle Sprünge angesetzt und mussten sie immer wieder abbrechen. Wir wurden der Teilnahme am weltgeschichtlichen Sturm, an grossartigen Taten und Abenteuern, an nationalem Ruhm und Heldentum nicht gewürdigt, das Schicksal hat uns übergangen — also, verflucht nochmal, beherzigen wir diese Lehre und halten uns nicht an das Schicksal, sondern an die Freiheit! Das scheint ja überhaupt eine unserer Aufgaben zu sein, wenn ich mich recht erinnere. Die vornehmste Aufgabe des uns angemessenen Staatswesens! Sie verlangt unter anderm allerdings den Verzicht auf das verlockende, von prächtigen Vorstellungen begleitete Machtgefühl, an dem wir entweder als Anhänger einer siegreichen Internationale oder als Bürger einer mächtigen Nation teilhaben könnten. Für unsere lebenskräftigen simplen Leute also eine nicht minder schwierige Aufgabe als für die Gebildeten! Man löst sie, indem man sich bezwingt und bescheidet, indem man Mass hält und das Gleichgewicht wahrt. Das ist nichts Geringes! Das geht nicht ohne beständigen Kampf gegen die schwungvollen Ansprüche der extremen Lager und der eigenen Heldenbrust. Ein schwerer Kampf in so unruhigen Zeiten, aber der einzige, der sich für uns lohnen dürfte.“ Offenbar ohne Ehrgeiz zu dem was als „dichterische Schönheit“ gilt, gibt Inglin minutiose Reportage

der Historie. Aber es ist entscheidend wichtig, dabei zu bemerken, dass sich die Stofflichkeit des Erfundenen in nichts von der des Chronikalens unterscheidet. Die Phantasiegeschöpfe sind genau so glaubwürdig und plastisch wie die authentischen Gestalten. Die Erfindung fällt nicht ab, wenn der Verfasser vom historischen Bericht zur eigenen Fabel übergeht. Hingegen ist erstaunlich sein Geschick, die beiden von einander profitieren zu lassen. Zwischen Gertrud und dem Lyriker Pfister hat sich in besinnlichem Zusammensein die Herzensgemeinschaft angekommen, als der Ehemann eintritt. Er ist Offizier und hat „im straffen Gesicht einen Ausdruck verhaltenen Zorns“ über die Meldung, mit der er kommt: in Serajewo ist das Thronfolgerpaar erschossen worden. An dieser Stelle geschieht vielerlei. Es wird das Persönliche durch schroffe Kontrastierung zum Allgemeinen in Problematik versetzt, die Welt des Soldatischen grenzt sich gegen den Individualismus des Geistesmenschen ab, Tragik von Kommendem kündigt sich blitzhaft an, und die Handlung marschiert einen ganzen Ruck. Diese Art steiler Vertiefung der Zusammenhänge, dieser Kniff, durch Grelle des Wetterleuchtens Uebersicht zu geben, dieses Mittel auch, die Uferlosigkeit des Epischen zu fixieren, tritt in Abständen auf und ist Fähigkeit des Dichters ebenso wie die andere Ge pflogenheit Inglins: ein Kapitel von seinem Schluss aus so in Beleuchtung zu setzen, dass seine Wissenschaftlichkeit dichterisches Geheimnis gewinnt. Das grossartigste Beispiel hiefür ist das epische Objekt der Grippe in ihrer Funktion, die makabre Metaphysik der Kriegsmenschheit deutlich zu machen. „Offenbar habe ich Fieber,“ dachte er. „Ohne Fieber würde mir vermutlich alles so erscheinen, wie es immer war. Aber was heisst das: wie es immer war? Wie es mir sonst erschien, natürlich. Jetzt erscheint es mir anders, nämlich so, wie es im tiefsten Grunde eben doch ist, unwirklich, sonderbar, phantastisch. Oder ist es nicht phantastisch, dass ich hier als Soldat zur Zeit eines grossen Krieges um Mitternacht auf dem Stroh einer Baracke im Jura liegen sollte? Eigentlich bin ja nicht ich es, der hier liegt, sondern ich bin derjenige, der diese Lage durchschaut, derselbe, der ich im Innern heimlich immer war. Ich habe früher nur manchmal selbstvergessen mitgeträumt, was die andern träumten, jetzt wache ich wieder einmal auf... Sehr

gut! Wie leicht vergisst man doch, dass das sogenannte Wirkliche das Fragwürdigste ist..."

Es ist nicht das Ganze der Wahrheit, wenn gesagt wird, Dinge wie der „Füsiler Wipf“ verdankten ihren Erfolg nur der Eitelkeit des Provinzialismus. Sich im Spiegel zu sehen, hat Sinn und Notwendigkeit darüber. Kino, Theater und Feuilleton müssten eine Lehre daraus ziehen. Es ist schwer zu sagen, durch welches Geheimnis die alten Barden, welche die innere Geschichte des Volkes heraufriefen, mythische Gewalt besessen. Die grobschlächtigste Begründung mag darin liegen, dass sie ihm Selbstvertrauen gaben. Nicht in der Anonymität leben zu wollen, ist ein Instinkt des Individuums wie des Kollektivs. Nicht als ein Volk von „Gletscherflöhen“ zu gelten, ist ihm Lebensbedürfnis. Letzten Sinn aber erfasst nicht die Wissenschaft, letzte Form gibt allein die integrale Kunst. Inglins „Schweizer-Spiegel“ steht als Beschwörung unseres nationalen Wesens, als Vision von Geschichte im Paroxismus einzig da; das Werk, so echt in den Nuancen des Schweizerischen, hat die Unvergänglichkeit in sich. Das Kolorit verbürgte es nicht, käme nicht die Atmosphäre von Allgemeingültigkeit des Symbols hinzu. Die Welt wird diese Dichtung zur Kenntnis nehmen und sie den bleibenden Gestaltungen ewigen Menschentums beigesellen.